

Gabi Bucher

Sehnsucht Leben

Herr und Frau N., er Trafikant und sie Textilarbeiterin, mit zwei Kindern (3 12 und 4 12 Jahre) 1999 aus einer Kleinstadt an der Grenze zwischen Serbien und dem Kosovo in der Region Sanjak geflohen; zum Zeitpunkt des Interviews leben sie als AsylwerberInnen in der Flüchtlingsunterbringung am Stummerberg in Tirol.

Leben bedeutet nicht nur bloße Existenz und Erfüllung materieller Bedürfnisse. Leben heißt auch Austausch, Kommunikation und das Vorhandensein von Perspektiven. Herr und Frau N. und ihre zwei Kinder sind vor dem Krieg im Kosovo und in Serbien in ein sicheres Land geflüchtet, nach Österreich. Die Erfüllung ihrer Sehnsüchte aber lässt auf sich warten.

Bis vor zwei Jahren haben Herr und Frau N. und ihre zwei Buben, damals eineinhalb und zweieinhalb Jahre alt, in einer kleinen Stadt in Serbien gelebt, an der Grenze zum Kosovo. Herr N. hat dort einen Kiosk geleitet, Frau N. in einem Textilbetrieb gearbeitet. Die finanzielle Situation der Familie war sehr gut, und sie hatten einen großen FreundInnenkreis. Doch im März 1999 beschließt Familie N., das Land zu verlassen. Unter dem serbischen Präsidenten Milosevic wurden Hunderttausende Menschen, vorwiegend Kosovo-AlbanerInnen, aus Serbien vertrieben. Nicht alle Serben und Serbinnen identifizierten sich mit der politischen Führung. Auch Herr N. sah die politischen Entwicklungen als problematisch an, er litt unter der Willkür der Polizei, den ständigen Kontrollen. Am 23. 3. 1999 ordnete NATO-Generalsekretär Javier Solana Luftangriffe auf serbische Ziele an. Am 24. 3. 1999 schlugen die ersten Cruise Missiles in Belgrad und Pristina ein. Unter den SerblInnen, die nun vor dem Krieg flüchteten, befand sich auch Familie N.

Der Entschluss wegzugehen wird durch bestehende Kontakte mit Verwandten im Ausland erleichtert, die Hilfe und Unterstützung anbieten. Familienmitglieder von Herrn und Frau N. leben in verschiedenen Ländern, in ganz Europa verteilt, unter anderem in Schweden, Deutschland und Mazedonien. Nur zwei Geschwister wohnen noch in der Heimatstadt. Eine Schwester von Herrn N. lebt seit 30 Jahren in München. Sie bietet ihnen Wohnung und finanzielle Unterstützung an. Für die Familie ist es wichtig zu wissen, dass es an dem neuen Ort jemanden gibt, der/die einem nahe steht, emotionale Stütze in einer Zeit des Neuanfanges sein kann oder einfach da ist, wenn es um rechtliche und sprachliche Fragen geht.

Die Ns. lassen alles zurück, eine Wohnung, zwei Häuser, den Kiosk, die Arbeit, die FreundInnen, Geschwister, Vertrautes und Liebgewonnenes und fahren zuerst nach Bosnien, dann weiter nach Kroatien. Dort treffen sie mit einer Gruppe von ca. 20 Personen zusammen, darunter auch einige Familien mit Kindern. Von hier aus gehen sie unter der Führung einer Schlepperorganisation zu Fuß über die grüne Grenze nach Österreich. Weil alles selbst getragen werden muss, können sie kaum etwas mitnehmen. Sie haben nur eine Tasche und etwas Nahrung für die Kinder, nur die Kleidung, die sie am Leib tragen. Obwohl sie diesen Teil ihrer Flucht lieber vergessen würden, hat er sich unauslöschlich und schmerzhaft in die Erinnerung eingepägt: „Zwei kleine Kinder, sie müssen alles zu Fuß gehen, eine Tasche, ach ...“ Um die Gefühle und Ängste, die sie während der Stunden und Tage ihrer Flucht durchlebt

haben, zu beschreiben, fehlt ihnen die Sprache, vor allem spürbar in den Zwischenräumen, im Nichtgesagten.

Der Mann trägt eine Beinprothese, es regnet, und der Boden ist aufgeweicht, so dass Herr N. bei jedem Schritt mit seinen Krücken tief in den Waldboden einsinkt. Dazu kommt der Durst. Sie gehen nur während der Nacht, stundenlang, ohne Pausen. Und vor allem ist da die Angst vor den Minen, vor dem Ungewissen, Angst um die Kinder. Herr N. berichtet über den Fußmarsch: „Als wir zu Fuß gingen ... zu viel ... und im Regen ... im Mund zu wenig Wasser ... Ich würde das lieber vergessen, aber ... es geht nicht ... zwölf Kilometer vor der Grenze, ich gehe mit Stöcken, zwölf Kilometer gibt es Minen ... Angst ... und eine Woche vorher waren zwei gestorben – Mine, zu Fuß, und tot.“

Körperlich und psychisch erschöpft kommen sie über die grüne Grenze nach Österreich. Sie warten einige Stunden im strömenden Regen auf ein Auto, das sie weiterbringen soll, werden aber statt dessen von der österreichischen Polizei aufgegriffen, die sie in ihrer Verzweiflung nach dem stundenlangen vergeblichen Warten beinahe schon sehnsüchtig erwarten. Herr N. erinnert sich: „Und dieser Mann sagte, alle Leute sollten warten, ein anderes Auto komme, zum Weiterfahren. Nichts kommt, eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden, nichts kommt. Alle Leute sind voll Wasser, alles. Und die Kinder sagen, sie haben sehr kalt ... In Jugoslawien liebe ich die Polizei nicht, aber in Österreich liebe ich sie, ich sage: Wo ist die Polizei? Wo ist die liebe Polizei, kommt! Und dann kommt die Polizei mit Pistolen. Hände hoch, sagen sie. Ich antworte: Bitte langsam, wir haben Kinder, wir sind keine kriminellen Leute.“ Sie werden nach Graz gebracht, wo sie in einem Hotel unterkommen, das ihnen wie der wahre Luxus erscheint, sie bekommen etwas Essen und Getränke, sie können die Kleidung trocknen und die Wunden versorgen: „Ja, und in Graz habe ich meine Prothese abgenommen. Der ganze Fuß war voll Blut.“

Die Zeit, die darauf folgt, ist eine Odyssee von einem Ort zum anderen. Das, was an allen Orten gleich bleibt, das durchgängige Thema all dieser Aufenthalte, ist das Warten auf die rechtliche Bewilligung, bleiben zu dürfen. Familie N. gelingt es – entsprechend ihrem ursprünglichen Ziel – , nach Deutschland weiterzureisen, wo sie für sieben Monate bei der Schwester leben. Sie beantragen Asyl in Deutschland, welches aber wegen Nichtzuständigkeit abgelehnt wird. Sie werden in das „sichere Drittland“, das sie auf ihrem Weg nach Deutschland durchquert haben, nach Österreich, zurückgeschoben, in ein Land, wo sie keinen Menschen kennen. Von all den Verwandten und Familienmitgliedern, die in ganz Europa verstreut sind, lebt niemand in Österreich. Am 6. Dezember landen sie am Flughafen in Wien und kommen dann ins Flüchtlingsheim Traiskirchen, von dort nach Tirol. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Familie N., nach einer weiteren Verlegung, seit einem Jahr und zwei Monaten in einem AsylantInnenheim in einem kleinen, ziemlich abgelegenen Tiroler Dorf, zusammen mit drei weiteren Familien. Wiederum haben sie einen Asylantrag gestellt, diesmal in Österreich, und warten nun auf den Bescheid, der jeden Tag gewährt werden könnte oder auch nicht. Das Warten zermürbt. Dazu kommt die Sorge über die Entwicklungen in der Heimat und die Beunruhigung darüber, die in Mazedonien lebende Schwester nicht erreichen zu können, nicht zu wissen, was mit den Menschen, die man zurückgelassen hat, passiert ist und weiter passiert. Frau N. äußert sich zu den Entwicklungen in der Heimat seit ihrer Flucht vor zwei Jahren sehr betroffen. Die politische Situation habe sich zugespitzt, eine Rückkehr sei für die Familie nicht mehr möglich, das, was für sie Heimat, ein Zuhause bedeutet hätte, sei zum Kriegsschauplatz geworden.

Hier in Österreich sind die Ns. sicher. Für die materiellen Bedürfnisse ist gesorgt. Sie erhalten ein kleines Taschengeld im Monat, das allerdings nur für die notwendigsten Dinge des

persönlichen Bedarfes reicht. Für die Teilnahme an irgendeiner Art gesellschaftlicher Aktivität, sei es ein Sprachkurs oder auch nur eine Fahrt in die nächste Stadt oder ein Gasthausbesuch, ist es zuwenig. Es gibt keine Bücher, nur den Fernsehapparat im Aufenthaltsraum. Für Familie N., die keine finanziellen Probleme in ihrer Heimat hatte, ist das auch ein sozialer Abstieg, und es bedeutet für sie eine schwierige Umstellung, mit der Tatsache zu leben, von anderen abhängig zu sein.

Was bleibt, ist eine Leere in den endlosen Stunden des Tages, ohne Beschäftigung, die sie mit Warten und Grübeln verbringen. Warten auf den Bescheid, Warten auf Klarheit, Warten auf die Kinder, bis sie vom Kindergarten kommen. Warten auf das Essen. Mahlzeiten werden zu einem Fixpunkt, der hilft, den Tag zu strukturieren, aber nicht einmal die dürfen selbst zubereitet werden. Manchmal gibt es „Arbeit“ in Form von Nachbarschaftshilfe, wie zum Beispiel Rasenmähen oder Schneeschaufeln. Meist aber bleibt nur die Sehnsucht danach, dass sie ihr neues Leben endlich leben, sich wieder ein Zuhause einrichten können. Auf die Frage, was es für sie bedeute, zuhause zu sein, antwortet Herr N., dass sie eigentlich alles hätten, was man bräuchte, sie seien am Leben, die Familie wäre zusammen, sie würden versorgt. Aber um sich zuhause fühlen zu können, brauche es noch mehr.

Leben ist mehr als die Abdeckung existentieller Mindestbedürfnisse. Leben und Zuhause-Sein bedeutet auch Austausch mit anderen, Kommunikation, eine sinnvolle Tätigkeit, bedeutet genießen. Und Leben bedeutet lieben und geliebt werden und teilhaben an dem, was uns umgibt. Herr N. drückt es so aus: „Wir haben alles, wir leben und essen, aber man muss noch etwas anderes haben, nicht nur sitzen, essen, schlafen, man muss kommunizieren mit anderen Leuten, spazieren gehen, arbeiten und alles ...“ Deshalb warten sie mit so viel Hoffnung und Geduld auf den – positiven – Ausgang des Asylverfahrens, denn damit verbunden sei auch ein anderer „Status“ als Mensch: „Dass andere Leute mich wie einen normalen Menschen ansehen, nicht wie einen Ausländer, weil Ausländer niemand liebt.“ Und die gesetzliche Legitimation brächte auch die Möglichkeit auf die Erfüllung ihrer Sehnsüchte nach Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, nach Arbeit, nach Mobilität – nach all dem, was Leben ausmacht.